Die Chronologie einer Erkrankung

Vor kurzem habe ich mir beim Sport meinen Nacken verrenkt. Nichts Schlimmes, es tat auch gar nicht weh. Mein Kopf knackte nur, wenn ich ihn drehte. Ich nahm es gelassen. Ich bin keiner, der wegen solcher Sachen in Panik gerät. Erstmal abwarten, sagte ich mir.

Nach zwei Tagen hatte sich allerdings nichts geändert. Beim Bewegen meines Kopfes gab ich immer noch ein lautes Knacken von mir, sodass mich in der Hochschule meine Nachbarn irritiert anblickten, wenn ich mich zu ihnen wandte. Es war Zeit zum Arzt zu gehen.

Ich meine zu wissen, dass für solche Fälle ein Orthopäde zuständig ist. Da fällt mir Doktor Jelinek ein. Herrn Jelinek kenne ich, ein guter Arzt. Herr Jelinek kennt aber auch mich, ich war nämlich schonmal bei ihm. Das ist zwar schon viele Monate her, aber immerhin. Meine spärliche Erfahrung sagt mir, dass es gut ist, wenn Ärzte einen kennen. Dann schicken sie einen nicht so schnell wieder weg.

Im Internet suche ich mir die Sprechzeiten von Herrn Jelinek raus. Mittwoch ab acht Uhr, perfekt. Am nächsten morgen um acht Uhr ist allerdings keiner da. Ein Schild neben der Tür sagt mir, dass am Mittwoch die Sprechzeit erst ab 14 Uhr beginnt. Gut, dann eben 14 Uhr. Um 14 Uhr ist wieder keiner da. Im benachbarten Fitnesscenter klärt man mich darüber auf, dass Herr Jelinek nur zwei Wochen im Monat in Dresden ist. Ich solle mich morgen ab zehn Uhr telefonisch bei der zuständigen Schwester melden.

Ich bleibe gelassen. Wieso sollte ein Arzt nicht in zwei unterschiedlichen Städten arbeiten? Ich gönne es ihm. Abwechslung tut schließlich auch Ärzten gut. Am nächsten morgen schlägt mir die Arzthelferin vor, in zwei Wochen früh zur Praxis zu kommen. Dass ich dann drankomme, kann sie mir allerdings auch nicht versichern. Herr Jelinek sei ein gefragter Arzt. Solange kann ich nicht warten, antworte ich bestimmt. Diesen Satz hört sie bestimmt zehn mal am Tag. Ich fühle mich nicht wohl dabei, dass auch ich ihn nun sagen muss. Deshalb bleibe ich bei ihrer routiniert genervten Antwort auch weiterhin gelassen: Sie könne mir nicht helfen, ich müsste mir einen anderen Orthopäden suchen oder ins Krankenhaus gehen.

Gut, also zu einem anderen Orthopäden. Das Krankenhaus hebe ich mir für den Notfall auf, man muss es ja nicht gleich übertreiben. Diesmal fällt meine Wahl auf Doktor Kinscher. Herrn Kinscher kenne ich nicht. Das, was man über ihn im Internet liest, ist durchweg negativ. Perfekt, ein unbeliebter Arzt. Hier dürfte die Chance am größten sein, nicht in die Warteschleife abgewiesen zu werden. Am Freitagmorgen ist Herr Kinscher aber nicht da. Er bildet sich heute auf einer Fortbildung weiter. Noch immer bin ich recht gelassen. Lebenslanges Lernen liegt zu Recht voll im Trend. Ich gönne es ihm.

Per Telefon informiere ich mich bei meinem Mitbewohner über weitere Orthopäden in meiner

Nähe. Er findet keinen, dafür aber Doktor Volkmar am anderen Ende der Stadt. Um neun Uhr bin ich da. Und auch Doktor Volkmar ist tatsächlich da. Allerdings lassen mich diesmal die Arzthelferinnen nicht zu ihm rein. Sie finden, dass mein Leiden nicht groß genug sei, um ohne Termin dranzukommen. Ich könnte es nächste Woche nochmal versuchen. Wieder entgegne ich entschlossen, dass ich nicht so lange warten könne. Und wieder folgt die bekannte genervte Reaktion: Anderer Orthopäde oder Krankenhaus.

Das Krankenhaus gewinnt immer mehr an Attraktivität. Als ich drei weitere Orthopäden, an die mich die Helferinnen von Doktor Volkmar verweisen, nicht erreichen kann, beschließe ich endgültig, das Krankenhaus anzusteuern.

Auf dem Weg zum Krankenhaus komme ich an der Praxis von Doktor Borgmann vorbei. Herr Borgmann ist Chiropraktiker. Chiropraktiker sind Speziallisten für Wirbelsäulen, so habe ich gehört. Also genau mein Ding. Allerdings würde die Behandlung bei einem Chiropraktiker nicht von der Krankenkasse bezahlt werden. Deshalb wollte ich zunächst nicht zu einem Chiropraktiker. Jetzt ist es mir egal. Jetzt würde ich auch ein halbes Vermögen zahlen, damit mein Nacken nicht mehr knackt. Doch Herr Borgann ist auch ein gefragter Mann. Er empfiehlt mir in der schon bekannten Tonart, einen Orthopäden aufzusuchen.

Nicht mehr so ganz gelassen komme ich am Uniklinikum an. Hier ist sie, die orthopädische Notfallambulanz, der Zufluchtsort aller vertriebenen und abgewiesenen Halsknacker. Ein Ort, an dem der Mensch mit seinen Leiden noch Ernst genommen wird. Denkste. Ich trete ein und warte erstmal in einem überfüllten Wartezimmer. Die erste Frage, die mir dann endlich die zuständige Schwester stellt, ist nicht, was mir fehlt, sonder ob ich bestellt sei. Bestellt? Ich dachte, einen Krankenhausbesuch plant man nicht drei Wochen im Voraus! Ich darf trotzdem mein Leiden beschreiben. Wie, mein Nacken knacke und ich hätte keine Schmerzen? Ich habe Schmerzen, aber nur, weil ich meinen Kopf nicht mehr bewege. Sie würde dem Arzt meinen Fall vorlegen.

Wieder heißt es Warten. Mit mir wartet noch ein älterer Mann. Wir beiden scheinen die einzigen zu sein, die heute keinen Termin haben. Wir mustern uns gegenseitig. Er humpelt nicht, er hat kein schmerzverzerrtes Gesicht. Vielleicht wurde er deshalb heute auch beim Orthopäden abgewiesen. Aber reicht sein Leiden für die orthopädische Notfallambulanz? Ich ärgere mich über das Gespräch mit der Schwester. Hätte ich mein Leiden vielleicht etwas dramatischer und mit einer leidenderen Stimme vortragen sollen? Aber ich habe nun mal keine großen Schmerzen. Ich bewege meinen Kopf nur noch im äußersten Notfall. Und wenn ich es tue, schaudert es meine Mitmenschen. Reicht das nicht?

Ich bin kein Ärztetourist. Ich gehe nur im äußersten Notfall zum Arzt. Außerdem lasse ich mir jedes halbe Jahr etwas Amalgam in die Löcher meiner Zähne stopfen. Krankenhäuser kenne ich eigentlich nur, weil ich in meinem freiwilligen Jahr in Chile wöchentlich Kinder ins Krankenhaus begleitet

habe. Ist es nun zu viel verlangt, dass sich ein Arzt mal meinen Nacken anguckt?

Eine andere Schwester betritt den Raum und bittet den älteren Mann zum Arzt. Mir erklärt sie warmherzig, dass mein Leiden nicht ausreiche. Hier kämen eher Leute hin, die operiert werden. Ich sei also sozusagen schon einen Schritt zu weit. Ich verstehe die Welt nicht mehr.

Aber immerhin. Sie empfiehlt mir nicht nur, einen Orthopäden aufzusuchen, sondern alternativ auch einen Hausarzt. Ich schöpfe neuen Mut. Hausärzte hatten in meinen Planungen bisher keine Rolle gespielt. Und ich kenne sogar einen, Doktor Cailloud. Da war ich nämlich auch schonmal.

Als ich um 11:30 Uhr in der Praxis von Doktor Cailloud ankomme, wartet sogar der Zehn-Uhr-Patient noch auf die Untersuchung, so sagt mir die Arzthelferin. Also keine Chance, heute dranzukommen. Das verstehe ich natürlich. Sie schreibt mir aber die Adresse des Hausarztes auf, der heute Nachmittag Notdienst hat. Hier würde ich ab 14 Uhr ganz bestimmt drankommen. Ich bin skeptisch. Aber schöpfe erneut vorsichtig Mut.

Und tatsächlich. Um 14:30 Uhr Ortszeit schüttle ich zum ersten mal einem Arzt die Hand. Doktor Triebe diagnostiziert eine Blockade im Nacken. Er verschreibt mir Schmerzmittel und ein Muskel-Entspannungs-Präparat. Damit würde ich übers Wochenende kommen. Am Montag sollte ich dann direkt bei einem Orthopäden erscheinen. Ach was. Er macht mir aber Mut. Jeder Orthopäde in Dresden müsse nämlich vor regulärem Arbeitsbetrieb einen Schmerzpatienten ohne Termin behandeln.

Eine gute Aussicht. Das Fazit des Tages fällt also nicht sonderlich negativ aus. Ich habe mit einem Arzt gesprochen, was nicht selbstverständlich zu sein scheint. Außerdem trägt mich die Hoffnung, dass ich am Montag endlich vor einen Orthopäden treten darf. Im besten Fall sorgt er dann mit einem Handgriff dafür, dass ich meinen Kopf wieder bewegen kann. Ich frage mich nur, was passiert, wenn am Montagmorgen mehr als nur ein Schmerzpatient vor der Praxis des Orthopäden warten. Vielleicht gibt es dann ein Wettrennen um den ersten Platz. Ich werde auf jeden Fall gewappnet sein. Ich hoffe nur, dass es auf dem Weg von der Tür bis zum Praxisempfang nicht zu viele Kurven gibt. Dann hätte ich eindeutig einen Nachteil.

Benjamin S., Dresden 2013